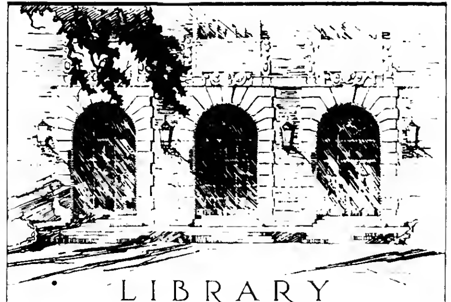


ERDE

CHRISTOPH WIEPRECHT

BÜCHER DER ARBEIT

ECHO-VERLAG DUISBURG



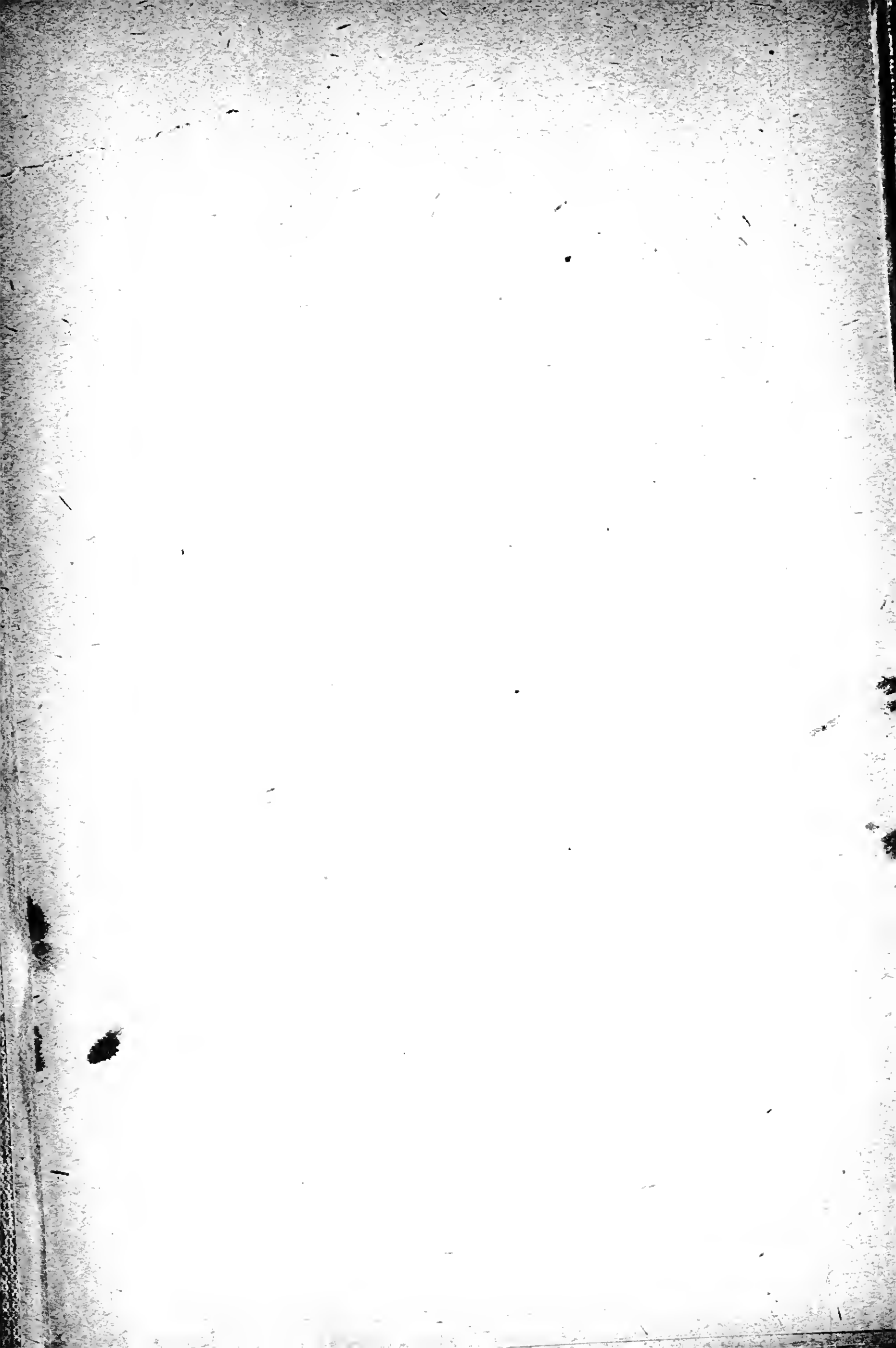
[illegible]
nur der Sieg; unsere Kraft
vermag nur Bausteine herbei-
zutragen zur Erfüllung meines
Willens.

Ch. W.

Herrn Julius Bab
ergebenst zugeeignet.

Im April 1922.

Essen. Christoph Wieprecht.



Bücher der Arbeit

Band 6

Herausgeber:
Eduard Herzog und Georg Wieber

Druck:
Vereinigte Verlags- und
Druckereigesellschaft m. b. H.
(Echo vom Niederrhein und G. Köllen)
Duisburg am Rhein

Umschlag und Buchschmuck zeichnete
Maria Wieber-Baumeister

ERDE

Christoph Wieprecht

1 9 2 2

Echo-Verlag, Duisburg

VORWORT

Die Fragen des uns umströmenden und bewegenden Gesellschaftslebens, des Drängens und Gärens vorwärtsstrebender Kräfte in unserem Volke und in unserer Zeit können nicht allein begriffen werden durch Statistiken und Handelsziffern, Tabellen über Produktivkräfte der Volkswirtschaft und Bücher über Arbeitsrecht oder Bilanzwesen. Die ungesehenen und ungekannt wirkenden Mächte in den Herzen der Stände lassen sich nicht allein abwägen nach Arbeitszeit, Gehalt oder Lohn. Wir müssen bis zu den Seelen hinabsteigen.

Für Herausgeber und Verlag der „Bücher der Arbeit" mußte es daher außer Zweifel stehen, in der genannten Sammlung auch diejenigen zu Worte kommen zu lassen, deren Menschberuf es ist, dem verborgenen Leben derjenigen lauschend sich hinzugeben, die auf selbstgehauenen Wegen aus den dunklen Schächten ihres Seins zur Sonne der Menschheitskultur hindrängen. Arbeiterdichter hat man sie genannt. Obgleich das Wort viel weniger umfaßt, als sein Inhalt anzudeuten vermag, sei es beibehalten.

Christoph Wieprecht, dessen Gedichtband „Erde" vorliegt, ist der Arbeitertyp unter den Arbeiterdichtern. Eine ländliche Volksschulbildung öffnete ihm ein paar magere Wissensquellen, und seitdem kannte er nichts anderes als den Rauch und den Schwalch der Werkstätten, aus deren gigantischem Ausmaß sich sein trotziges Arbeiterbegehren und sein gläubiges Menschheitsgefühl emporrangen. Dreißig Jahre geht er in der Stadt Essen tagaus tagein den gleichen Arbeitsweg.

Aus Erde und Hämmergebraus quellen seine Worte, deren Rhythmus im gleichbleibenden Takte der Maschinen aufwächst über den Aufruhr der Elemente hinaus zu dem Letzten, das seine Seele umklammert, zu Menschheit und Gottversöhnung.

Es erscheint als ein bedeutsames Vermächtnis, daß der größte Lyriker unserer Tage, dessen Ahnen den Schritt der Arbeiterbataillone vorausfühlte, Richard Dehmel, mit totzitternder Hand als letzten Gruß an einen Menschen Christoph Wieprechts, des Arbeitsmannes, gedachte. Mag es dem Einzelmenschen dem Worte nach gegolten haben, es galt in Wirklichkeit dem Stande, dessen Aufstieg noch so schwer und dornenvoll, dessen Weg der Schicksalsweg des deutschen Volkes ist und zu dessen ersten Sängern auch Christoph Wieprecht gehört.

Georg Wieber.


WERKEUND
GESTALTER

ERHEBUNG

Ich fühl' es immer tiefer alle Tage,
Daß diese Welt des Bleibens doch nicht ist;
Und was an Flitter glimmt aus bunter Sage —
Es ist nicht wert, daß man den Kampf vergißt.

Denn er ist unser — heilig ist sein Dröhnen
Und heilig ist die Flamme, die ihn nährt.
Ich grüß' euch Lieder, die in Kraft ertönen,
Durch die der Funkenblitz des Lebens fährt.

Was ist denn Leben? Schlaf auf seidnen Stühlen —
Betrachtung unsrer zartgewölbten Hand?
Laßt uns der Erde Wundermeer durchwühlen,
Denn dort steigt Gott gewaltig an das Land.

SCHÖPFERGEIST

Treibt dich nur des Daseins Erdenruhm —
Schöpferischer Held im Menschentum?
Du zerpflügst dein Hirn und spinnst die Fäden
Hinter Brauen, die wie dunkle Läden
Den Maschinensaal der grauen Zellen schließen,
Wo vieltausend Perlen Purpurlichtes fließen,
Die dein Kraftgenie zu einem Strahl vereint;
Aber weithin eine Menschheit weint und weint,
Die im wirren Drange es nicht greift,
Daß das Kleine nur die Grenzen streift,
Hinter denen Schöpfergeist aus Aetherferne
Nimmt vom Himmelslichte ewiger Sterne.

Tief in dir wirkt eine Gotteskraft,
Die am Wunderbau der Zeiten schafft,
Daß sich mehr und mehr die Tierheit wende,
Ohne Stillstand sich die Welt vollende,
Wachsend aus dem Läutrungswerk der Zeit
In den reinen Glanz der Göttlichkeit.

Berge brechen — und aus Staubatomen
Werden sie zu Neuland ihrer Welt,
Werden Urgrund — frisch gepflügtes Feld —
Fundament lebendigen Gottesdomen.

Und myriadenfach keimt neues Leben,
Ewig Brunst und Kraft im tiefen Wechselspiel —
Aber tiefer das geheimnisvolle Weben:
Schöpferwille — Mensch — und höchstes Ziel.

Treibt dich nur des Daseins Erdenruhm?
Treibt dich nur der nackte Kampf um Lust und Brot?
Deiner Seele Krypta ist ein Heiligtum —
Ewiges Licht und ewiges Morgenrot.
Tausendfältig steigst du suchend vor mir auf —
Sieghaft — stürzend — jäh vom Schmerz zerrissen —
Ein zerfetzter Leib — und doch — aus Finsternissen
Dringt dein Licht zu neuem Werdelauf.

Alltag, Nebelgrau hält dich umsponnen
Und du strauchelst, irrst — und schreitest doch
Rechten Weges aus der Menschheit Joch —
Allgeistberger, auf zum Kreis der Sonnen:
Schein sind nur der Menschheit Raum und Grenzen,
Schein der weiten Himmelsräume Flucht
Aus dem All, millionenfach verflucht,
Aus der Nächte Nacht und wilden Opfertänzen
Dringt der Siegesschrei der scheinbar Toten.
Aus dem Herzblutquell, dem heißen, roten,
Klingt Fanfarenstoß zu neuer Tat:
Nichts ist Tod — und alles Saat!

DEUTSCHE NACHT

Laß, Kamerad, den Toten ihre Ruh;
Ließ uns die Not ein großes, graues Tuch,
Wir deckten all die Leiber und Maschinen zu,
In die das Schicksal tief die Tatze schlug,
Wir hungernd Volk!

Laß Kamerad — senk' nieder deinen Blick;
Gestorben ist die Schönheit, tot die Kraft,
Ein Weinen zittert durch die Hallen der Fabrik —
Wozu — hast du und ich geschafft
Durch Jahr' und Tag?

Durch Tag und Jahre bahnten wir den Weg
Und drängten bebend aus dem Dunkel hin zum Licht;
Vom Mensch zum Menschen schlugen wir den Steg
Und ahnten nicht des Eisens Schwergewicht,
Das uns erschlug.

Noch einmal blicke auf; es fällt die Nacht,
Die Bogenlampen blitzen durch den Bau;
Sie leuchten nicht; versehn die Totenwacht,
Hohläugig nur schleicht eine bleiche Frau —
Die deutsche Not.

Die deutsche Not, die unser Volk zerfrißt;
Sieh, Kamerad — die Presse dort verstaubt,
Den Dynamo und dort das Krangerüst,
Die Riesenbank, die schaffensfroh geschnaubt.
Vorbei die Zeit.

Vorbei. Wir sind nur noch das Werkgerät,
Zu schaufeln auf dem Todestrümmerfeld.
O, daß ein Fünkchen Hoffnung wir erspäht —
Doch nichts — nur Nacht — verzweifelt gellt
Ein blut'ger Schrei . . . .

WERKGEMEINSCHAFT

Du Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Ich schau' dein Bild, und glühend fühle ich mit dir;
Wenn du dein Sinnen um die Scholle breitest,
Schwingt deines Schaffens ganze Welt in mir.

Ich steh' in Glut und Rauch der dumpfen Schmiede
Und fühl' bei Funkensprung und Hammerschlag
Gemeinsamkeit in unserm Lebensliede,
Des steten Willens großen Arbeitstag.

Seh' ich das Eisen glühend sich gestalten,
Dann fühl' ich mich als Sämann groß und stark,
Ich seh' die Pflanze sich aus ihrem Keim entfalten
Und fühl' mein Blut in deinem Lebensmark.

Du bat'st um Tag, um Sonne, Tau und Regen,
Wenn um den Samen sich die Furche schloß;
Auch ich bat Gott um seines Lichtes Segen,
Wenn Schweiß wie Tau von meiner Stirne floß.

Versenk' auch du dich in den Kern der Flamme,
Die wie ein Lied aus meiner Esse sprüht;
Sie singt, daß du und ich von einem Stamme,
Daß eine Seele unser Sein durchglüht.

Du Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,
Gedenke mein beim Werk am grünen Hag;
Mein Hammer blüht, wenn du mein Werk begleitest,
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.

LABORATORIUM

Gläser, Schalen und Retorten —
Sprudelnd, kochend, gluckſend — ſteh'n in Reih' und Glied,
Singen leis ihr zukunftsſtarkes Lied —
Ein Gedicht aus werkgebor'nen Worten.

Urſtoff — Urkraft — Urgeſchehen!
Jede Perle aus der Flüſſigkeit
Singt ein Gotteslied vom Auferſtehen,
Singt von Zielen großer Menſchlichkeit.

Tag um Tag vibriert es in Gehirnen,
Zittern die Pinzetten in der Hand,
Stoßen kühne Forſcher ſiegreich an das Land,
Heiße Glut an ihren Denkerſtirnen.

Aber immer noch des Tieres Triebe,
Immer noch der Staub vom Forſcherkleid;
Dennoch ſchweigt es nicht — das Lied der Ewigkeit:
Sucht, o ſucht das Element der Liebe — —,

Daß konzentriſch aller Geiſt,
Der Jahrtauſende an ſeinen Feſſeln reißt,
Siege in der ganzen Größe ſeiner Kraft —
Kampf im Plasma, ſtaubgewollte Leidenſchaft

Wird des Gottesstrahles ewige Schönheit trinken;
Sucht — o suchet in Kristallen, die euch blinken;
Faßt den Geist —
Macht uns frei!

HÜTTENWERKE

Hochwerke, wir grüßen euch —
Wie ihr siegkündend ragt aus dem Dunkel der Nacht!
Menschliche Hände erschufen euch,
Daß ihr werden solltet gebärende Macht;

Türmten Träger auf Träger und Stein auf Stein,
Nun strebt ihr als Denkmal ins Weltall hinein
Und redet von unserem Schaffen.

Wie unaufhörlich die Drahtseile gehn —
Und Rädergerassel und Wagengedröhn —,
Gichtflammen jubeln in Nächte hinein
Von unsern Mühen, von unserm Sein.

Jahrtausende zwang unser Arm zum Licht
In Hämmern und Krachen! Hört ihr es nicht?
Seht ihr die Leiber der strahlenden Helden,
Die uns die herrlichsten Siege melden?
Siege der Arbeit drängen zum Licht.

Wie — dort im Westen noch Abendglut?
Zürnst du, Gefunkel der Sterne? —
Hochwerke rauschen Licht und Feuersflut
Und schleudern Kränze zu des Himmels Ferne.

WERKSTATTVISIONEN

Des Tages denk' ich noch wie heute:
Die Werkstatt war verlassen. Ganz allein
Saß ich in Mittagsstille wie in Gräberreih'n –
Da war es mir, als hört' ich fern Geläute.
So wundersam. Es kam nicht aus der Stadt,
Wie aus den Tiefen – wachsend, schwellend, wurde matt
Und immer matter – dann verklang es –
Verwandlung plötzlich! Schönheit – Licht!
Und durch der Werkstatt graue Wände bricht
Ein Silberstrom – die Flut des fernen Ganges.
Ich sah ihn nie; nur bei den Gletscherfirnen
Zog es mich mächtig einstens zu ihm hin,
Mir war, als grübelten die weißen Stirnen
In fernen Sphären und im Urbeginn.

Es rauscht der Strom; verschwunden sind die Kraft-
maschinen,
Und Palmen, blühend, wachsen aus dem Wunderreich;
Ein Schloß ragt auf mit leuchtenden Delphinen,
Im Prunkportal ein Jüngling, träumebleich;
Und Gold und Edelsteine – Dienerschargewimmel –
Mit Sonnenfunken spielt das weite Land,
Darüber märchenblau der tiefe Himmel

Sein Seidenbanner trunken ausgespannt.
Das Bild erlischt. Ein dunkler Büßerhain –
Der Jüngling – Buddha – betend tritt herein.
Um, losgelöst von Kampf und Leidenschaft,
Sein Leben zu beschließen – voller Tatenkraft. –
Sprich, Leben, bist du Trugbild? Nein, Entsagung, das
ist Tod –
Und wenn ich auch durchs Dornenreich der Not
Empor zum Sonnenlicht mich hebe,
Ich fühle, schöpfungstrunken, daß ich lebe – lebe!

So wogt's in mir – und dunkler wird die Halle –
Kein Rauschen mehr und nichts vom Glockenschalle;
Nur knirschen höre ich die Eisentore –
Und vor mir steht im Mittagssonnenglanz,
Die Stirn gerahmt von einem Lockenkranz –
Rabindranath Tagore – – –
Er sieht die Räder, die für Indiens Bahnen sind,
Noch warm vom Blut der Fäuste, die sie packten,
Noch zitternd von der Werke harten Takten,
Er wirft sich nieder, schluchzend wie ein Kind,
Voll Ehrfurcht vor der Größe unserer Tat,
Des Schöpfungswerkes unverdorrter Saat – –
Und seine Lieder kosend singt der Mittagwind.

WELTFAHRT

Den Baumstamm höhlten wir aus und bauten das erste
Schiff;
Mit Blut gaben wir ihm die Farbe, mit Steinen den
ersten Schliff.
Da lag an einem leuchtenden Tage das rohgeschnittene
Boot –
Und ein Jubelruf schoß hinauf ins schäumende Morgenrot.

Wir waren erwacht!
Und des Urwaldes Nacht
Ward lichter und lichter und schwand; –
Siegtrunkene Götter wir –
Wähnten uns nicht mehr Tier, –
Stießen vom Land!

Herrscher wollten wir sein,
Alle – und jeder – doch jeder allein;
Und die Woge sang – und die Woge schnellte,
Bis das Boot im Sturm am Felsen zerschellte.
Menschenwerk!

Wir gaben nicht nach; wir beugten uns nicht –
Und heller und heller wurde das Licht,

Das aus ewigen Bornen rieselte, rann;
Wir rissen und zogen an Fesseln und Bann,
Und es brach aus Urtiefen drohend ein Schrei:
Gott — gib uns frei!
Laß uns heraus
Aus dem Höhlenhaus —
Gib uns das Meer — das urheilige Meer!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und Zeiten und Völker rauschten wie Geisterzüge dahin,
Neue Arme der Schöpfung drangen aus Kraft und Sinn;
Und Berge stürzten zur Tiefe, Urwälder lösten sich auf —
Es rauschte das Meer — und hoch obenauf
Schwamm unser erstes Kind der siegenden Kraft
Im Glanze der Sonne:
Die Arche!
Wir zeugten uns fort,
Denn wir sind wir. —
Und suchten den Port
Vor dem rasenden Tier
Wir bauten Schiffe, Holzmasten als Turm,
Schwammen mit Kompaß und Steuer durch Wellen
und Sturm
Fernen Welten zu. Wohin — wohin —?
Weiter — weiter zum Lebensbeginn!

Heraus aus den Bergseen, aus fauligem Sumpf — — —
Und das Meer — das ewige Meer sang: Triumph!
Und die Flüsse und Ströme, mit Schiffen und Masten und Wimpeln geschmückt,
Sangen brausend ein schwellendes Lied:
Heil dir, du Meer, unsere Mutter und Tochter, hochbeglückt,
Da deine Fluten der Schöpfer der Erde durchzieht!
Wir grüßten die Welt
Und das ganze Gezelt:
Grünleuchtende Küsten — und goldiges, lachendes Blau —
Andere Menschen und Tiere — doch ewig die Frau.
Und ewig die Sehnsucht und ewig den Kampf —
Und ewig des Opfers lodernden Dampf . . .
Riesenstämmig sah'n wir Millionen Palmen ersteh'n;
Lauschten in ihren Wipfeln des heiligen Friedens Wehn;
Aber in unserem Blute lag eine rauschende, heilige Kraft;
Die wuchs, schwoll auf — zu rasender Leidenschaft.
Aus der Sehnsucht quoll Liebe — und aus Liebe ward Haß;
Und die herrliche Schöpfung fiel den Götzen zum Fraß.
Wir bauten dem Moloch der Lüge goldfunkelnd Thron und Altar —,
Nur das Meer — das ewige Meer blieb wahr.
Und stolzer zogen unsere Schiffe darüber hin —

Zu der Sehnsucht Gestaden — zum Lebensbeginn.
Sanken wir nicht
Vor dem blendenden Licht?
Stieg wieder das Tier herauf?
Wir rissen die Erde auf —
Tiefer als sonst — hoben den roten Stein
Und schleuderten ihn in die Ofenflamme hinein.
Und was die harte Hand ergrub mit Hacke und Spaten,
Was der Geist ersann,
Zerreißend den Bann —
Ward zum Schöpfungsvernichter — zu Milliarden
Granaten — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den Baumstamm höhlten wir aus und bauten das erste
Schiff;
Mit Blut gaben wir ihm die Farbe, mit Steinen den
ersten Schliff. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In lichtflutenden Hallen, wellblechüberdacht,
Stellten wir Panzertürme zur Schau montiert,
Und unser brennendes Auge, in grünen Fluten verirrt,
Sah die Blitze der kommenden Schlacht —
Wir riefen den Tod!
Wir stöhnten auf unter der Schöpfung Freude und
Schmerz,

In den Hochöfen, unter Windhitzern, kochte das Erz;
In den Martinwerken zerflossen die Masseln –
Wurden Stahl – wurden Chrom-Nickelstahl –
Unter Jubel und Qual – –
Tausendpferdig ließen wir Walzen rasseln.
Chemiker prüften, äquilibrierten,
Techniker maßen, zerlegten, sondierten –
Und die Pressen knirschten in Stahlblöcke ein,
Die wurden zu Riesenwellen im Feuerschein.
Maschinen,
Turbinen –
Und funkelnde Massen!
Ewiges Meer – trugst du je solche Lasten?
Doch du schwiegst – und sahst unsere Werke sich neigen –
Denn du bist die Wahrheit – und die Wahrheit ist
Schweigen.

– – – – – – – – – – – – – – – –

Hekatomben zerfetzter Leiber nahm deine Flut;
An die Panzer und Masten spritzte das Blut.
Und Hochschiffe, U-Boote sah'n unsere Not –
Wir suchten – – wir suchten –

– – – – – – – – – – – – – – – –

Ewiges Meer –
Nur ein Lied schickst du her –
Ein dröhnendes Lied,

Das bis zum Herzen der Erde zieht:
Wenn Menschenverschwörung
Verderben spie –
In der großen Zerstörung
Siegt Harmonie.

Doch einmal erlösen wir uns –
Trotz des Schicksales Spott –
Und mit uns erlösen wir Gott.

DAS EWIGE LIED

Sänger verstummten – und perlende Lieder
Liegen wie sterbende Vögel am Strand;
Donnernder Wogen wildschäumende Glieder
Kosen ein Wrack auf dem dampfenden Sand.

Aber noch zittert es tief in den Schächten
Brennender Seelen mit Lebensgewalt –
Und aus den dumpfen, zerreibenden Nächten
Löst sich die Gottheit in großer Gestalt –

Hebt sich und schwingt sich von Stufe zu Stufe,
Bis sie das Auge, das irrende, sieht;
Und mit der Schöpfung unsterblichem Rufe
Braust aus der Tiefe das ewige Lied.

DAS KIND

Der Himmel trauert schwarz und sternenlos;
Und doch – wir schauen tiefer in die Ferne:
Am Horizont ein Kranz erwachter Sterne –
Die lächeln auf das Kindlein – nackt und bloß.

Das Kindlein, das uns immer neu geboren –
Es schwebt mit uns durch Zeit und Völker hin;
Was wäre aller Ewigkeiten Sinn,
Ging dieses Kindlein für die Tat verloren!

Und einmal wird kein Kreuzholz mehr errichtet,
Der Myrrhenkelch birgt dann den edlen Wein;
Den trinken wir, wenn ganz die Nacht gelichtet –
Kommt, laßt uns selbst des Kindes Retter sein!

INDUSTRIEKIND

O liebster Gang du, wenn die Lichter schauen
Auf meine glutumkränzte Eisenwelt!
Dann fühl' ich nicht das tiefe Erdengrauen –
Ich sehe vor mir jeden Pfad erhellt.

Der kargste Baum bringt mich dem Leben näher –
Bei Tage fand ich jedes Blatt verstaubt!
In schwüler Ferne Raum zerstäubt der Häher,
Der mir mein Schönstes, die Natur, geraubt.

Und in die goldgestirnten Himmelsfluten
Wölbt sich der Eisentürme Kuppelbau;
Die Oefen senden rote Lebensgluten
Wie ein Gebet hinauf ins tiefste Blau.

Ich bete mit – wie in den Kindertagen –
Ein Staunen ist es, das mich heiß umwirbt;
Es ringt der Geist mit düsterem Verzagen –
Und Neues lebt in mir; das Frühe stirbt.

Wie alles stirbt, das seinem Zweck enthoben,
Das wir als Lebenswunder groß geschaut –
Wir sinken nicht – wir heben uns nach oben
Mit jedem Wellenschlag, vor dem uns graut.

DER JÜNGLING

Laßt mich nicht in düstre Einsamkeiten,
In den Tod der dumpfen Stille ziehen!
Mich durchflammt der Brand der Ewigkeiten –
Und ich sollte vor mir selber fliehen?

Aufgereckt wie eine Rieseneiche,
Stolz in meiner Muskeln junger Kraft,
Saug' die Säfte ich aus meinem Erdbereiche,
Daß der Stamm sich kühn ins Leben strafft;
Denn ich liebe das Leben –
Und ich liebe die Freude,
Quell aus der Arbeit bezwingender Macht;
Her zu mir, die ihr gesenkten Hauptes
Haltet dem Alten die Urnenwacht!

Grüngoldene Fernen seliger Träume,
Schimmernder Nächte lichtblaues Gewand,
Ihr nickenden Ranken, ihr Lindenbäume,
Frohlockender Kindheit Märchenland –
Ihr seid meiner Wünsche leuchtender Spiegel,
Schönheit und Gottheit seid ihr in eins;
Aber mein Schaffen schmettert das Siegel
Auf das lebendige Bild meines Seins.

Ich bin!
Ich weiß — Jahrzehnte sind mir nur beschieden;
In meinem blonden Haar singt Juniwind.
Doch nimmer stirbt in mir das Kind —
Und nie der Ruf nach selbsterkämpftem Frieden.

Friede — wo ist er? Ich such' nach den Zelten,
Darunter die himmlische Harfe erklingt;
Dann faß' ich die Achse der kreisenden Welten —
Und sie entgleitet — es schwingt und singt
Weiter unter der Brust, der behaarten:
Jüngling, fasse das Leben — du lebst.
Stürze den Moder, den aufgebahrten,
Daß du den Geist mit dir selbst verwebst!
Führen des Marmors blendende Stufen
Zum Tempel stiller Beschaulichkeit,
Ich folge den heißen, brünstigen Rufen
Blühender Schöpfung zur Ewigkeit.
Will jubelnd erbauen,
Will schaffen und pflanzen;
Bin Seele und Hammer im ewigen All,
Und bricht nur ein Stäubchen vom hemmenden Wall —
Ich schuf — denn ich bin —
Ewiger Gottheit lebendiger Sinn —
Feuriges blühendes Leben!

DER DICHTER

Ich bin kein Weltprophet, der breite Wege weist –,
Ein rufend Suchender in dunklen Tiefen
Bin ich ein Mensch, den sein Geschick zerreißt,
Der Körnlein sammelt, die im Spalte schliefen.
Ein Schürfer bin ich in der Seelen tiefstem Schacht,
Der oft mit blutzerriss'nen wunden Händen
Erschrickt vor seiner eig'nen Seele Wetternacht
Und angstvoll klopft an ihren Kerkerwänden.
Dann tropft ein Lichtlein wohl durch schmale Spalten
Im Augenblick der höchsten Seelennot;
Ich fasse, berge ihn, um zu gestalten,
Umbraust vom wilden Erdenlied – nach Brot.

Auch mich hat einer Mutter Leib geboren
In Schmerz und Freude, die nach Leben schrie;
Ein Vater zeugte mich, der sich verloren
Im Werkgebraus der Erdensinfonie.

Und doch ist meine Seele Weltgesang,
Denn ich bin anders, als die vielen andern;
Ihr seht mich einsam meine Wege wandern
In wildem Schmerz, im Jubelüberschwang.
Bin morgen längst nicht mehr der Mensch von heute,
Und heute nicht das, was ich gestern war;

Ich bin der Stunde ewig neue Beute,
Heut' Wurm und morgen stolzbeschwingter Aar.
Mich reißen Berge, Wälder, weiße Horizonte,
Mich schwingen Silberquellen, Strom und Meer,
Ich trinke Sinn aus Taten um mich her,
Die längst ein Andrer nicht mehr fassen konnte.

So nehmt mich hin. Ich bettle nicht um Gnade;
Traf meine Harfe eure tiefste Brust,
Sang euren Schmerz sie, eure höchste Lust,
Dann forschet nicht nach meinem dunklen Pfade,
Zerknittert nicht der Schönheit zarten Schleier,
Den ich aus Silberlicht und Blüten wob;
Ein Gottesdienst sei meine Seelenfeier,
Die mich und euch vom Staub der Erde hob.

GESANG DER ARBEITER

Wieder ragen die dunklen Mauern
Wie stumme Beter empor;
Wieder beginnt das tiefe Trauern
Hinter dem eisernen Tor.

Brüder schaut um euch der Werke rasende Flut;
Wir stehen selbst wie Maschinen,
Von spärlicher Sonne beschienen,
Und mehren — und mehren das Gut.

Wir haben nichts ererbt als die Kraft,
Als den Stolz und die glühende Leidenschaft,
Schöpfer zu sein;
Wir trinken das Leben wie bitteren Wein —
Und sind berauscht von flammender Lust,
Wenn ein Fluch sich ringt aus der keuchenden Brust.

Doch wir sind Menschen, ins Fleisch gezwängt;
Von der Wirrnis der schwangeren Tage umdrängt,
Schwankt wie ein Kahn
Auf dem Ozean
Unser Leben dahin durch den peitschenden Gischt;
Von dröhnenden Wogen umdonnert, umzischt.
Unsere Hand faßt das Steuer; wir lenken mit;

Wir fühlen, daß mit uns ein Höherer stritt –
Wir sind berufen als ordnende Macht;
Wir sind am Herzen der Arbeit zu Schöpfern erwacht.

Und Schöpfer wollen wir sein,
Stolzer wollen wir schauen
Auf das lächelnde Antlitz unserer Frauen,
Die uns umgeben mit Märtyrerschein.
Sie sollen gebären die Größten dann –
Unser Kampfruf klingt: Hinan – hinan!
Auf höheren Gipfeln in der kommenden Zeit
Sind wir des Gottes Dreieinigkeit.

Denn wir haben nichts ererbt als nur die Kraft,
Als den Stolz und glühende Leidenschaft;
Das zeugt in uns das befreiende Ahnen:
Wir sind Titanen!

BEIM STRASSENBAU

Sie steh'n zu vier in schön gemess'nen Reih'n,
Im Gleichtakt schlägt die Ramme Stein um Stein;
Meist Alte sind es, die der Herbst gepackt,
Das Antlitz braungefurcht und Brust und Arme nackt.
Doch dort am Straßenwinkel, vor der Mauernische,
Stampft einer mit in voller Blütenfrische –
Ruck zuck – das hallt –
Ruck zuck – das knallt!

Hier wird das Wort vom Placken stumpf,
Denn Kraft und Schönheit feiern stolz Triumph;
Die Muskeln schwellen, spielen, springen,
Ich hör' das Lied der Arbeit mächtig klingen.
Dich, Jüngling, hält ein Gottesarm umschlungen, – –
Ich schaue dich als Held der Nibelungen –
Schon einmal sah ich dich – ich weiß auch wann:
Dein Lockenwirrwarr, die ekstatisch-schöne Glut
In deinen dunklen Augen zog mich mächtig an –
Auch heut' noch blitzt aus ihnen Weltbezwingermut.
Ruck zuck – das hallt!

Weißt du es noch? Am großen Platze stand in Mengen
Das Volk entfesselt, wild um dich herum;
Da wolltest du die alten Ketten sprengen,

Dein Drang zur Freiheit sang Präludium;
Und stolzer als Spartakus standest du — Athlet —
Die Schüsse krachten, Handgranaten sprangen,
Von deinen Lippen — wilde Flüche — klangen
So inbrunsttief wie nie dein Kindgebet.

Freund, ich verstand dich. Dich gebar die Nacht,
Du sahst mit Blut umströmt des Goldes Macht;
In schwüler Mietskaserne ohne Licht und Luft
Sahst du der Menschheit große Trennungskluft.
Freund, ich verstand dich — dich hat diese Zeit
Mit Mengen Sprengstoff überreich gefüllt — —
Nun hast du gramerfaßt dein Angesicht verhüllt,
Des Freiheitsrufes Pergament zerrissen,
Dem Volke zugeworfen, das sich wild verbissen.
Du wolltest nicht den Becher bis zum Stürzen kosten,
Genug war dir, daß längstzermürbte Pfosten
Zu Boden stürzten, daß ein neues Haus
Aus morschen Trümmern wuchs zur neuen Zeit hinaus.
Du wolltest nicht die ungeheuere Schuld
Am Sterben neuen Lebens mit dir tragen —
Der Menschheit Bild im Herzen sollt' Geduld
Den Kampf um Freiheit in der Arbeit wagen.

Erlösungswonne und Erlösungsschmerz
Birgt eine Schale — und dein junges Herz

Hat beide ganz gekostet; sieh' — nun gehst auch du
Die alte Straße, alten Menschenzielen zu.
Glück deinem Werk! Dir leuchtet Morgenschein;
Ein jeder Schlag fügt doppelt Stein an Stein
Zur Straße, die zum Freiheitstempel führt;
Frisch zu — Glück auf! Der Arme Kraft gerührt —
Horch, wie das Lied der Freiheit dröhnend schallt:
Ruck zuck — das hallt . . . .

DIE STUNDE

Und ich lasse dich nicht!
Vom Baume die lockende schwellende Frucht
War köstlicher, süßer als aller Genuß.
Schwelgen wollt' ich im Wundergarten
Deines blühendsten Lebens.
Jede Atemwelle von dir war Gesang;
Jedes Glied, jedes Haar deines Hauptes
War Duft von den leuchtenden Blumen Edens.

Doch du wehrtest mich ab?
Deine Hände, wie Lilienknospen,
Umspannten den Arm mir,
Der, schwellend von Blut und Kraft,
In die Zweige des himmlischen Baumes griff.
Und doch ging ein Zittern von göttlicher Lust,
Rausch von Gefühlen, die keinen Namen,
Durch all die verborgenen Kammern in dir,
Ausströmend zum Meere unendlicher Liebe,
Aufsteigend als Lied in das betende All.

O, ich lasse dich nicht!
Alles um uns versank –
Versank in der Stunde, da sich mein Mund

In glühendem Kuß auf die Rose gepreßt —
Auf die Rose, die rote — dein Lippenpaar,
Das in Durst nach dem Urquell des Lebens lechzte.
Hielt dich der Alltag mit letzter Kraft?
Hielt dich das Leben, das kleine, vom großen zurück?
Ich sah vor mir in glutenden Hainen
Blumen aus ewigen Wundern erblühen,
Sah Gott in seiner ganzen ewigen Schöne;
Er lächelte gütig; eine Träne
Sah ich in seinem Auge, die niederfiel
Auf dich und auf mich;
Und ich ward selbst Gott,
Ward Gottesmensch und Schöpfer — —
Und auf meine bebenden Arme
Nahm ich dich —
Nicht in tierischer Trunkenheit —
Nein — in voller Bewußtheit
Göttlichen Seins.
Ich ging auf in dir zu einer einzigen Flamme,
Die lohend sich aufschwang
Zum Gewölbe des Himmels,
Zu der Sterne singendem Reigen —
Du bist es —
Gott!

LEGENDE

Es kam ein Schiff – woher – man weiß es nicht –
Und stieß, gestrafften Segels, an den Strand;
Aus seinen Luken strömte weißes Licht –
Doch niemand ließ die Schiffer an das Land.

Aus alten Truh'n hob man den Geißelstrick,
Streut' Erde sich auf Stirne, Bart und Haar;
Ein Groß-Augur stand mit verschanztem Blick
Und brachte Götzenopfer am Altar.

Der Anker fiel und schlug den Wellenkranz –
Dann Wasserstille – weithin gellt ein Schrei –
Es staut' das Volk im bunten Wirbeltanz
Sich in der Enge bis hinab zum Kai.

Ein Freudenlächeln glänzte hier und dort
Auf bleichem Antlitz einer schwang'ren Frau;
Dann griff der Groß-Augur zum Donnerwort,
Wies mit dem Priesterstab ins Aetherblau.

Und alles heulte, betete und schrie
Und lief hinab bis hin zum Wogenspiel;
Dort stand ein Kind, dem man ins Antlitz spie –
Hart an der Stelle, wo der Anker fiel.

Das Schiff entfloh. Und nur ein Silberband
Zog leuchtend hinter Bug und Steven her — —
Da schritt ein Riese mutig her vom Land
Hin zum verlass'nen Kinde an das Meer.

Er hob es auf und stieß den Wanderstab
Mit festen Muskeln in den weißen Gischt.
Entreißt das Kind dem Tod im Wellengrab,
Doch weit umher im Kreis die Menge zischt.

Er watet durch die Wogen ohne Rast;
Auf seinen harten Schultern ruht das Kind,
Er sucht die Heimstatt seiner teuren Last —
Vom fernen Eiland streicht der Abendwind.

Der Riese schreitet — von der Last gebückt;
Auf seiner Wange glüht des Kindes Kuß;
Er sucht des Kindes Heimat — erdentrückt —
Durchs tiefe Dunkel hin — Christophorus.

FRIEDE

Die elektrische Bahn in rhythmisch sausendem Schwung
Trägt mich durch der Großstadt wogendes Meer.
Dämmerung –
Strömender Regen. Der Horizont bleifarbig verhängt.
Aus der Fabriken steinernen Kratern zwängt
Sich, vom Weststurm gejagt, in finsteren Ballen der Rauch;
Der Mittagsschicht Arbeitsgedröhn', Maschinengefauch!
Deutschen Triumphes notletzte Kraft. – –

In mir ist es Nacht. Tiefschwarze traumdunkle Nacht.
In mir jagen die Wolken, die Millionen Leben geballt,
Dröhnen die Hämmer, die durch tausende Jahre gehallt,
Weinen Soldaten und Mütter, die durch Nächte gewacht,
Stöhnen die Männer der Arbeit – Nacht – Nacht – Nacht – –

Warum, Seele, das Dunkel, das nicht mehr weicht?
O, keine Sonne mehr – keine Sonne mehr steigt
Aus des Ostens verheißender purpurner Glut –
Stirb nicht, o Seele – du bist göttliches ewiges Gut.

Häuser fliegen vorüber, Schaufenster erglüh'n im elektrischen Licht;

Gleißender Glanz — doch die grausigste Not und das
Elend bricht
Aus Mauern und Steinen, aus Kindergesichtern, tod-
kündend, bleich —
Dämone jubeln über dem sterbenden Reich.

Der Motor rast. Der Wagen saust an erschütterndem
Weh
Vorüber durch drückende Straßen zur großen Allee.
Blumen- und Früchteverkäufer, Autos, Lärmen und
Schrei'n —
Ich senke den Blick in die Menschenlawine hinein.
Such' sie zu fassen, zu bergen in meiner Seele voll
brennender Qual —
All' diese friedsuchenden Menschen mit des Bruderkampfs
blutigem Mal.
Nirgendwo Licht? Nirgend ein Stern?
Aber dort an der Straßeninsel — blitzt es nicht fern?
Dort flattert es weiß, wo die Leiberwoge sich bricht.
Wagen — halt' — ich suche des Himmels Licht! — —
Ich spring in die wogende Menge hinein,
Vor mir ein Krieger mit hölzernem Bein —
„Das Neueste" singt seine Stimme — es hält
Sein zitternder Arm den — Heiland der Welt!

Mit bebenden Händen stürz' ich, ein Trunkner im Wogen
der Stadt —
Greife — fasse — lese das Extrablatt:

Versailles, den 28. Juni 1919. Drahtbericht. Der Friedensvertrag ist, wie vorgesehen war, nachmittags um 3 Uhr im Schlosse unterzeichnet worden.

Kreist das Gestirn noch in ewiger Bahn?
Endlich zerrissen der blutige Wahn?
Friede — Friede — Friede — — —
Von irdischen Fesseln sich lösend, schwingt sich mein Geist
zum Aether hinauf,
Küßt Sterne und Sonne, der Ewigkeit Lauf.
Aus dem Pfuhl der Verzweiflung, aus Finsternis
Endlich zum Licht!
Und ich küsse alle Schönheit der Welt, das große, unendliche, blühende All,
Alle Brüder der Erde — Turkos, Zuaven und Schwarze
vom Senegal,
Und mein Geist schwingt sich weiter zu Trümmern,
zerrissenem Land;
Wo die Gräber sich türmen, seh' ich betend die Hand
All der Millionen Toten zum Himmel sich heben; hör
ihren Ruf:
Gott, der das blühende Leben schuf,

Der Sonne und Sterne im ewigen Kreisen lenkt,
Gib, daß dich die Liebe zur Erde senkt!
Töte den Haß, der flammend noch über den Gräbern
wacht —
Reiße die Menschheit aus blutschwangerer Nacht!
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In mir wird es still.
Ich fühl' in meinen Händen zerknittert das feuchte Papier
Mit den eiskalten Worten, diktiert vom Rate der Vier;
Seh' wieder die Stadt und kniendes Leid,
Seh' mein Deutschland, schaffend im Arbeitskleid.

Haß oder Liebe — Kampf oder Friede — wer steigt
empor?
Wer schwingt im Triumph sich durch's Weltentor?
Versailles! Glanzstätte Ludwigs des Vierzehnten, sei mir
gegrüßt!
Auch für dich, Sonnenfürst, hat die Welt in furchtbarer
Marter gebüßt.
Roi soleil! — Lebt noch dein Geist in des Schlosses ver-
verblichener Pracht,
Zündend Goldgier und Haß mit lebendiger Macht?
Doch Sonnenfürsten erstanden von Geschlecht zu Geschlecht,
In allen Zonen der Erde — schufen Sklaven, Heloten,
zertraten das Recht,

Schwangen prunkglitzernd die Peitsche, rissen den Himmel
herab in den Staub,
Friede und Liebe ward ihrer Götzen Raub.

— —

Völker der Erde! Wann werdet ihr geistiger Leib,
Den die Liebe köstlich befruchtet?
Daß die Fesseln sich lösen,
Die der Staub noch umschnürt
Und die Menschheit glorreich den Heiland gebiert!?

TIEFENFAHRT

Der Zechenschacht versinkt im Abendgrau;
Aufblitzen Lichter im Maschinenhaus,
Und aus dem Rädertakt und Werkgebraus
Hebt sich, ein Erdengott, der dunkle Bau.

Jahrzehnte ging an ihm vorbei mein Weg,
In jedes Tagewerk warf er seinen Riesenschatten;
Er folgte mir durch Sonnenglast auf grünen Matten
Bis zu des Hochgebirges fernstem Steg.
Und immer hört' ich seinen Lockgesang:
Komm zu mir in die Tiefe, die dein Hirn durchdrang;
Der Oefen Glutschein sahst du, hörtest die Maschinen
Mit Donnerbrüllen durch dein Leben rasseln;
Du sahst das Erz auf Eisenfliesen prasseln,
Sahst glitschend es im Flammenmeer zergehn —
Und als Triumph der Arbeit funkelnd auferstehn.
Hephästos schlug dich früh in seine Bande
Und wob um dich der Arbeit Glorienschein —
Doch kraftberauscht, verlassen standest du allein
Und zogst, nach Göttern suchend, irrend durch die Lande;
Komm in die Tiefe — hier ist Gott — — — —

Die Sterne blüh'n. Des Himmels dunkelblauer Samt
Grüßt schweigend. Fernab flammt

Des Hochwerks Schlackenhalde glutend durch die Nacht;
Sang, Lärm verrauscht. Mit schwarzen Armen winkt der
Schacht.

Hinein. Mein Freund faßt führend meine Hand.
Auf fliegt das Gatter und der Korb ist frei;
Glückauf! Mir klingt der Gruß wie urweltalter Schrei –
Aus einem längst versunk'nen schönen Land.

Ein Glockenschlag. Ein Ruck – ein Sausen – –
– – – – – – – – – – – – – siebte Sohle – –
Ade, du Welt, dein nächtlich wimmerndes Gejohle
Laß' ich, in Andacht schauernd, dir zurück;
Ertanzt, ihr staubgeweihten Leiber, euer Glück –
Ich steh' hier an der Schöpfung Anfang – Ende –
Ich beug' das Knie und falte stumm die Hände.

Ein Riesengrab. Glühlampenschein
Durchflutet Schacht und Gänge bis zur Wettertür –
Als ob der Allmacht Odem brausend durch die Weiten
führ',
Wo Nachtunendlichkeit durchzuckt ein Lämpchen trüb und
klein.

Noch schreit' ich aufrecht durch das Arbeitsfeld;
Die Wagen rasseln – matt erhellt
Das Grubenlicht der Felsen druckgeborstenes Gestein,

An dessen Spitzen nackte Leiber blutend sich kasteien.
Und Eichenstämme, Schienen stehn gebeugt, geknickt;
In Spalten, Seitengängen klunkert Wasser. Tief gebückt,
Dem Höhlenmenschen gleich, der vor vieltausend Jahren,
Ein Werdender, durch Felsgeklüfte kroch,
So zwäng' ich mich, umdonnert von Gefahren,
Tief — tief hinein ins heiße Arbeitsjoch.
Nicht Neugier treibt mich — ich will seh'n
Der Lebensopfer größtes, das die Erde trägt —
Und wie sie immer mehr um mich die Arme schlägt,
Seh' ich der Schöpfung Tag lebendig vor mir steh'n.

Dort gähnt ein ausgetrag'nes Flöz — Glückauf!
Der Kohlenrutsche blankes Eisen grüßt herauf.
Nur kein Besinnen, weiter in die Tiefen,
Wo Schöpfungswunder Jahrmillionen schliefen.
Und wie der Urwelt Tier, dem Brontosaurus, gleich
Gleit' ich hinab ins düstre Schattenreich —
Zur achten Sohle — — — — — — — — —
Ein Schürferheer im dumpfen Erdverließ —
Hier stand in Sonnenpracht das Paradies?
Vielhundert Lämpchen glüh'n gespensterhaft durch Staub
und Nacht,
Die Keilhau' knirscht, Bohrhämmer rasseln; fernhin kracht
Ein Schuß, zerschmetternd das Gestein,

Und bronzefarb'ne Leiber, triefend, nackt bis auf das Bein,
Steh'n vor mir in der Tiefe Qualgetösen,
Des Lebens dunkles Rätsel aufzulösen.

Des Lebens Rätsel? Hier hört alle Frage auf;
Die Steine reden — dumpf klingt es heraus
Vom Ort her — aus verlorenen Flözen:
Du Schürfer suchst nach immer neuen Götzen —
Und fühlst nicht, daß du in der Schöpfung ewig bist,
Daß dich der Geist der Allmacht nicht vergißt;
Es ist der Schöpfung Wille, daß du weiterschaffst,
Was dir von ihr verlieh'n, zusammenraffst,
Zu immer höhern Zielen steigend, ob auch Schmerz und
Not
Dich beugen, herrlich flammt ein Morgenrot.

Hörst du der Schöpfung schmetternde Fanfaren?
Einst wirst du nicht mehr schürfend in die Tiefe fahren —
Du lenkst, von sanftem Himmelsblau umträumt,
Aus goldenen Sphären der Maschinen Kraft und Blitz;
Und alles Lebensungemach verschäumt
Am geistgefügten Fels vor deinem Sternensitz.
Ob ein Gestirn als Meteor zerspellt,
Ist kein Vergehn — ist nur der Werdegang der Welt.
Sieh — Kriege, Welterschütterung und Not
Sind nur Vollendungsakte — Leben — und nicht Tod.

So wirst du langsam paradiesisch dich verklären —
Ob auch Jahrtausende darüberwehn —
Einst wirst du doch als Schöpfungssieger steh'n
In niegeschauten Früchten, goldgereiften Aehren,
Du selbst — als Geist vom Geist — dein Leib ist Hülle,
Ausdruck höchster Macht —
So ring' dich weiter blutend durch die Nacht
Und schaffe
Gerechtigkeit — —? Einst kommt der Tag — — —

Die Steine schweigen. Wilder donnert der Choral
Der Unerbittlichkeit von Flöz zu Schacht —
Wo einstens Siegelbäume, Farne blühten hoch zu Tal,
Rast jetzt des Werktags heiße Lebensschlacht,
Begehrt ihr Opfer Stund' um Stunde, Jahr um Jahr —
Wann schwingst du, Geist, dich auf zum Schöpfungs-
hochaltar?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht verrinnt — und wieder nimmt das Seil mich
auf,
Trägt wie ein Stäubchen mich zu Licht und Tag hinauf —
Zum Morgenlicht —
Das webt um Schacht und Eisenwerk ein Purpurkleid —
Doch vor mir liegt — —
Die unerforschte Ewigkeit.

DIE SPHINX

„Du Mensch – bedenke – Zeit ist Geld –“
So las er kalt an einem schwarzen Tor.
Das harte Wort, das wie ein Blutschrei gellt,
Riß seine Seele wirbelnd steil empor.

Vor ihm die Flammenglut der Eisenfeuer,
Die Lavafluten schmelzenden Metalls,
Darüber hoch ein Riesenungeheuer –
Die dunkle Sphinx im Rätselreich des Alls.

„Zieh' deine Krallen ein“ – rief er erschaudernd –
„Ich will dein Menschenantlitz endlich seh'n;
Lüft' das Geheimnis – lüft' es – wenn auch zaudernd,
Damit ich glaube an ein Auferstehn!“

Das Ungeheuer schlug mit seinem Schwanze
Und ließ ihn nicht den Blick ins Antlitz tun,
Wies mit der Pranke hin zum Flammentanze:
„Laß deinen Blick in diesem Spiegel ruh'n –
Er strahlt dein eig'nes Antlitz dir zurück,
Dein Drängen aufwärts, Gieren durch die Nacht,
Triumphgeheul, daß du ein Werk vollbracht –
Erstorb'ne Hoffnung auf errafftes Glück.
Sieh' diese Leiber – halbnackt vor dem Stahl,

Die, ein Minutenfest dem Geist verband –
Mit hohlen Wangen, von der Glut verbrannt –
Sie suchen Glück und winden sich in Qual.
Aus ihr wächst Glück in tiefster Innigkeit –
In schwerster Not trägst du dein Gotteskleid . . ."
„Sprich!" – schrie er auf – „bin ich geboren,
Daß ich mit hornbedeckter Keulenhand,
Halb-Urtier noch – zerfleische mich an Toren
Und niemals schau' des Lebens Wunderland?
O, aller Silberharfenklang der Frühlingsnächte
Bleib ewig fern den Tiefen dumpfer Schächte!
Und nur Papier, mit unserm Blut beschrieben,
Ist unser Herr und schwebt von Schrein zu Schrein,
Heimst zahlenmächtig alle Freude ein,
Für die wir Tag um Tag ins Joch getrieben?
Sag' – wo ist Gott?!!
Was meine Mutter mir so lieb erzählt,
Hat mich als Kind verwirrt, als Mann zerquält.
Ich glaube nicht mehr an die Ewigkeiten
Mit Engelstänzen süßer Träumerlust;
Ich fühle Gott in meiner eignen Brust –
Will selbst den Kranz mir um die Stirne breiten!"

Da wendet sich die Sphinx und hebt das Haupt –
„Wie –!" schrie er – „hast du mein Gesicht geraubt?

Ich seh', daß in dir all mein Blutstrom lebt,
Von deinem Scheitel sich ein Gott erhebt;
In deinen Augen aber blitzt die Gier –
Du bist halb Gott und halb noch Erdentier – –"

Ein Lächeln gleitet durch der Sphinx Gesicht –
Von einem Wolkenball tropft selt'nes Licht:
„Du bist nicht du – denn du bis Gottes Geist,
Der ohne Anfang, ohne Ende kreist;
Dein Zwitterleben ist dein Erdenfluch –
Bedeck' dich mit der Demut Schöpfertuch;
Der Liebe Zepter leiht dir Gottes Macht
Und hebt dich aus der dunklen Erdennacht.

Nicht jene nur, die Lustbanketten frönen,
Zu denen deine Sklavenlieder tönen,
Derweilen Tod schon ihre Bretter schrägt,
Obgleich ein Blitzzug ihre Leiber trägt,
Sind schuldig, wie du glaubst im engen Wahn –
Sie irr'n durch dich und suchen ihre Bahn,
Um aus den tausendfachen Lebensschlünden
Der Wahrheit Quelle zu ergründen.
Erstarrung straft den Hang an ihrem Normen
Und Urkraftwille zeigt erneut den Pfad,
Aus Blut und Feuer reift die Schöpfungssaat,
Denn nur die Wandlung kann den Menschen formen.

Und kannst du nicht aus blindem Haße los,
Bringst Opfer auch an Mammons Hochaltare,
Dann winsele weiter Millionen Jahre
In deiner Knechtschaft traumverblaßtem Los . . . ."

Er stand und sann und sah das harte Erz —
Es formte sich zum Schwert. Auf schrie sein Herz;
„Du hartes Eisen trägst allein die Schuld!
Du bist zu mächtig — stärker als Geduld;
Du machst zum Raubtier, was nach Leben schreit,
Du bist Dämon in alle Ewigkeit . . . ."

Ein Fallwerk schmetternd traf das Eisenstück —
Zwei Hälften sah er in die Tiefe fallen;
Ihr reiner Glanz gab ihn der Welt zurück —
Die Sphinx sah er als Gott herniederwallen;
Sie zeigte auf den Glanz der Eisenwunde,
Mit Liedgewalt floß es von ihrem Munde:
„Sei stärker als die Starken dieser Erde,
Denn ihre Macht ist Schein, dem sie gezollt —
Der Kampf liegt tiefer — wie ich ihn gewollt —
Und meinem Geiste galt mein hartes Werde.

Nicht nur durch Rosentäler führt der Steg,
Wo tausend Blüten ihren Kelch erschließen,
Das Reich der Flammen ist der Läutrungsweg — —

Und fern liegt er von Pracht und Nur-Genießen.
Sahst du das Erz, das aus der Erde kam,
Dem Feuersglut des Blutes Färbung nahm? — —?
Du bist das Erz — bist Feuer — Seele — Geist . . . ."
So sprach sein Gott — zerfloß in lichten Schein,
Hieß ihn mit Geist und Faust Erlöser sein.
In Qual und Not —
Allein . . . .

DEM GEISTE ZU

Und endlich ist der Menschheit Tag gekommen,
Die erdenalte Sehnsucht wird erfüllt — — —
Du glaubst es — und das Irrlicht ist verglommen —
In grauen Flor hat sich die Zeit gehüllt.

Ihr altes Kleid. Nur anders sind die Falten,
Durch die der Tränenborn der Erde geht;
Der dunklen Kraft geheimnisvolles Walten
Verlangt Tribut, den niemals abgezahlten,
Solang' der Geist nicht mit dir aufersteht.

Das ist er nicht, der technisch Wunder baut,
Von Firn zu Firn den Eisenbogen spannt,
Die Raubstandarte pflanzt ins andere Land,
Das Flugzeug lenkt, dort wo der Aether blaut.
Das ist er nicht, der unter Palmen wandelt —,
In Sklaventum das freie Werk verwandelt.

Hoch über Dogmen, Staub und Weltgetriebe
Harrt er der Stunde ganzen Wirkens nur,
So suche ihn im Strahlenkleid der Liebe
In seines Reiches leuchtendem Azur.


MENSCH

PRÄLUDIUM

Eros, steige hernieder!
Ich küsse den Saum deines Gewandes
In heiliger Ehrfurcht.
Ich küsse alle die Priesterinnen und Priester,
Die sich durch Jahrtausende opferten.
Unfaßbares Wesen des Liedes, der Seele,
Du trägst uns
Durch rauschende Fluten der Allmacht
Lächelnd zu Gott.

Glyzinen leuchten lilablau aus zartem Grün
Wie reife Trauben an der roten Weinbergwand,
Ein Silberwölkchen legt wie eine Geisterhand
Sich vor der Sonne weißes Mittagglüh'n.

Ich schau in deiner Augen stetes Wunderblau;
Das leuchtet heute in der Blumen Pracht;
Ich fühle – du ersehnst die tiefe Nacht,
Mit mir zu fliegen durch den Weltenbau.

Von jedem Stern trinkst du ein Meer voll Lust
Und schaust dann trunken in des Mondes Glanz,
Glyzinen hängen welk an deiner Brust.

Und Rosen – weiße, rote, die ich für dich brach,
Die locken dich und mich zum tollen Tanz,
Verwandeln Nacht in lichten Sommertag.

Der Zyanen blaue Sterne blitzen uns entgegen,
Und dazwischen lächelt heiß der rote Mohn.
Liebchen, horch — ein Läuten — das ist Sensenton;
Sieh', die Felder bersten unterm Sonnensegen.

Bald wird rings die gold'ne Woge fallen,
Und auch die Zyanen trifft der blanke Stahl,
Und der Mohn, der rote, liegt in Todesqual —
Doch die Aehren schichtet man in weiten Hallen.

Deine blauen Augen sind Zyanen,
Und mein Herz gleicht ganz dem roten Mohn;
Sollen wir in Duft und Schönheit sterben?

Mädchen, sieh' doch, wie die Aehren werben —
Fühlt dein Herz nicht jenes süße Ahnen,
Das nach Früchten ruft und Ernteton — — —?

Daß ich noch einmal hauchen könnte — o wie lieb —
Den heißen Schlag des Herzens könnte hören,
Mit dir vereint im Dome dunkler Föhren
Das Glück zu trinken, dessen Grab mir blieb.

Ich will nicht schweben mehr im bunten Flitterglanz
Mit dir dahin auf tanzgeschmückten Schuhen;
Nur still — ganz still an deiner Seite ruhen,
Im lichten Haar der Pflicht gereiften Kranz.

Dann sollst du singen wie zur Rosenzeit;
Ich trage dich im Geist durch Aetherfernen,
Schalmeien web' ich in dein dunkles Kleid.

Und jedes Wort, womit ich dich gekränkt,
Umhülle ich mit weißen Blütensternen,
In die dein blaues Auge sich so oft gesenkt.

Wie ich doch jeden Hauch an dir verehre!
Ich möchte immer betend vor dir knie'n,
Den Leib, den gottgeweihten, an mich zieh'n,
Wenn du, jungfräulich-lächelnd, stehst zur Wehre.

Dein blondes Haar, die selig-stolzen Brüste,
Dein Augenpaar, den Spiegel des Azur,
Und deiner Wangen helle Rosenspur –
In dir ward Leben jeder Keim der Lüste.

Du hast mich ganz in deinen Bann gezogen,
Ich bin vor dir ein hilflos Menschenkind
Und seh' nur deines Lichtes Strahlenbogen. – –

So stark, daß ich mich fürchte vor der Sonne,
Die einmal, wenn auch glutend, untergeht –
So wie mein Flammentraum durchraster Wonne.

Daß ich dich angeklagt, war ein Verbrechen,
Ich fühle es mit jedem Glockenschlag,
Und mahnend ruft das Frühlrot in den Tag:
Du sollst als Mensch vom Menschen menschlich sprechen.

Jedoch ich sprach nicht — denn es klang die Harfe,
Die mir, ~~dem Schwachen, strömten aus der Brust~~ —
Und flehend klingt zu dir mein Friedensruf:
Verzeihe meiner Worte Schwert, das scharfe. —

Ich habe nur vom Menschenleid gesungen,
So wie ich überschäumte oft in Lust,
Wenn der Pokal des Lebens hell geklungen.

So nimm den Seelenkern vom Grund der Lieder,
Die mir, dem Schwachen strömten aus der Brust —
Sie geben dir das Bild des Menschen wieder.

Um uns italienische Nacht!
Glühlicht in Bäumen, berauschende Farben —
Der großen Fontäne sich wandelnde Garben
Zaubern im Garten olympische Pracht.

Wo sind die Götter, du strahlendes Kind?
Tanzende Paare und ringelnde Reigen,
Leuchtende Augen und seliges Neigen —
In schimmernden Blättern lispelt der Wind.

Gestalten entsteigen der Menschengeschichte —
Die in der Seele das Märchen gebar —
Die nur noch leben zum Lebensgedichte.

Wir sind der Mythe glückselige Erben,
Knie'n vor der Schöpfung Wunderaltar —
Haltet uns, Träume — sonst müssen wir sterben!

Maiblumen blüh'n – so zauberisch süß der Duft,
Und holder Liebreiz wandelt mit der Leier;
Zu einer einzig großen Seelenfeier
Schluchzt er die Töne in die blaue Luft.

Und von den Lenden löst das gold'ne Band
Er selig lächelnd, nimmt die Edelsteine
Und streut sie glitzernd in dem hellen Scheine
Auf trunk'ne Menschen und berauschtes Land.

Auch wir sind trunken, sind berauscht;
Fühlst du nicht, Mädchen, wie die Erde zittert,
Wie jede Ackerrille unsern Weg belauscht?

Du sangst so lang der Sehnsucht Sonnenlied,
Mich hat die Nacht, die finstere, verbittert.
Nun rauscht die Lebenshymne vom Zenith.

Weib — spende die Seele — laß Mode und Brauch,
Wir suchen die weltumfassende Liebe;
Ich stieg aus den Nächten mit reinerem Triebe;
Ich kämpfte durch Nebel und Flammen und Rauch.

In dir umschloß ich den Kosmos, Weib —
Und brünstiger, glühender wuchs mein Verlangen,
Die gebende Urkraft in dir zu umfangen,
Des ewigen Gottes lichtherrlichen Leib.

In dir erblickt ich die Strahlengekrönte,
Du Tochter der Mutter im ewigen All —
Aus weiblichem Fleische steigt der Versöhnte.

Wir müssen durch Rausch und Brünste gehen,
Um hinter der Wolke lichtdämmerndem Wall
Die Wahrheit in göttlicher Reinheit zu sehen.

Wie eine Insel kommt mir unser Leben vor;
Du bist das Land, und ich bin rings das Meer,
Ein Eiland bist du, hinterm Felsentor –
Ich bin die Welle, rasend, dumpf und schwer.

Ich bin die Woge und bin selbst das Schiff,
Das mit dem Kiel die Brandungswelle zeugt,
Und du bist Insel, Eiland, Felsenriff –
Und doch des Schiffers helles Meergeleucht.

Wann öffnest du mir schimmernde Gestade,
Auf daß mein Kiel die dunkle Flut zerpflügt –
Und deine Hand aus Blumen Kränze fügt?

Wann gibt mein Himmel mir die große Gnade?
Ich fürchte, daß ein Sturm das Land verweht
Und daß mein Schiff im Dunkel untergeht . . .

Ich wand're still — die Seele ausgebreitet;
Als Nachtgeleucht trag ich die Welt in mir,
Und schlummerstöhnend ruht in mir das Tier,
Das mit dem Menschen für die Menschheit streitet.

O, daß die Liebe immer wieder tötet,
Daß neben ihr des Hasses Blumen blüh'n,
Daß Totenkerzen bei der Sonne glüh'n,
Wenn sie Glückes Morgenhimmel rötet.

Und doch — ich weiß: ich werde nicht zum Spott,
Ich hört' die Stimmen alle, die mich riefen,
Die bei des Lichtes ersten Strahlen nicht mehr schliefen,

Die dumpf, dann schwellend aus den Tiefen drangen,
Bis sie die Lebensfackel lohend schwangen —
Zum Lobgesange brausten auf zu Gott.

Du zählst die Wochen, Tage, Stunden –
Ich höre deines Herzens Flammenruf
Und will nicht grübeln, wer das Schicksal schuf –
Wir haben beide noch ein Heim gefunden.

Du lebst mit ihm in stillen Waldesbreiten
Und trinkst dich an dem Duft der Föhren satt;
Ich stähl' mein Herz im Braus der Riesenstadt
Und seh' mein Schiff den Strom hinuntergleiten.

Dort an dem Kai, wo es vor Anker geht,
Auf weißer Mole eine Palme steht,
Da wird, mit Grün geschmückt, die Barke landen,

In der sich birgt ein müdes Menschenherz –
Es hebt mit meinem sich dann heimatwärts
Zum Seelenfest in ewigschönen Landen.

Laß am Herzen der Natur uns lauschen –
Mädchen komm und laß uns Wunder schauen,
Tief in unserer Seele Blütentempel bauen,
Wo die Kräfte, die geheimen, zündend rauschen.

Sieh' – den Apfelbaum umwispert surrend Leben;
Leben, Liebste, das ist Schöpfungsglaube –
Und es jubelt, jauchzt und weint im Blütenstaube,
Ganz dem Gott, dem großen, hingegeben.

Wie der Apfelblüte zartes Rosaprangen
Lächelst du mir heute lenzesselig zu,
Und ein Gluthauch fächelt deine weißen Wangen.

Komm – o komm – hörst du die Kelche singen,
Jauchzen den Insekten zu?
Mädchen, sieh den Gott auf Strahlenschwingen – –

Deine Lieder sind Sterne, sind feurige Blumen,
Sind der Sehnsucht flammender Lebensschrei,
Hirtinnensang auf voller Schalmei,
Kreisend auf brünstigen Ackerkrummen.

Harrst du des Hirten zur nächtlichen Stunde
Mit leuchtenden Kränzen im goldblonden Haar?
Schäferin, schlag deinen Liebesaltar
Auf in der Fichten dunkler Rotunde.

Hier laß uns den Klängen der Ferne lauschen –
Verschwisterte Herzen schweben heran,
Mit uns an ewigen Quellen zu plauschen.

Durchzieht schon den Frühling vom Welken ein Ahnen?
Sieh', auf der Höhe steh'n Eros und Pan –
Ich komme – wir brechen uns sonnige Bahnen.

Warum, mein Herz, bist du hinabgestiegen
So tief in dieses Gartens wilde Pracht?
Nun schreist du auf in qualdurchdrängter Nacht
Und siehst Gespenster der Verzweiflung siegen.

Sprich, wußtest du, daß Tage folgten
Den süßen Stunden der Unnennbarkeit,
Daß sich die Schönheit hüllte in ein Trauerkleid,
Da ihre Küsse lächelnd dich erdolchten?

Du süßer Rausch aus heil'gem Schöpferbronnen,
Soll ich dir fluchen? O, ich kann es nicht!
Ich will sie weiterschlürfen — Qual und Wonnen.

Und sollt' ich an der Seligkeit ersticken,
Ich bade mich in Gottes schönstem Licht —
Das Glück lebt nur in kurzen Augenblicken.

Weiß ich es denn, warum ich träumend gleite
Durch all die Not, wie durch ein blühend Tal,
Daß sich vor mir die toderstarrte Weite
Geöffnet wie ein Wundergoldpokal,

Aus dem Millionen Lebensfunken blitzen,
Die, mich durchstrahlend, doch wie Dolche ritzen,
In Sonnenglück mich tauchen, das ich nie gekannt?
Ich bin ein Wandrer durch ein Märchenland.

O ja — ich weiß, was mich auf Zephyrschwingen
Hoch über abgrundtiefe Klüfte hebt,
Daß ich nichts sehe von der Menschheit Ringen.

Ich fühle leise paradiesisch Ahnen;
Du süßes Glück, das jauchzend in mir lebt,
Führ' du mich hin zu gottgeweihten Bahnen!

Ich kenne deiner Seele heißes Ringen,
Und weiß, daß du für Ungezählte littst;
Die Stunde fühl' ich nahen, da du zu mir trittst –
Ich hör' dein Wort wie Grabgeläute klingen:

Laß mir den Flammentanz durch wilde Weiten,
Laß mir den dunklen Drang zum gold'nen Port;
Du führst mich nicht zu dem erhofften Ort –
Laß deine Lieder mich allein begleiten.

Du hast der Sehnsucht Kelch voll Lust und Schmerz
getrunken,
Nun trink' den Myrrhenbecher – schlürf' ihn ganz –
In ihm glüht der Erkenntnis Himmelsfunken;

Ein wildes Ja ans Dasein ist mein Leben,
Es tropft das Blut von meinem Dornenkranz,
Ich fühl' in mir die ganze Schöpfung beben.

Wie orangefarben alles glühte,
Als ich gestern dein Gemach betrat
Und das Sternbild deiner Augen flehend bat:
Laß dem Lotoskelch die Wunderblüte.

Ich verstand dich. Und die Wogen flossen
Wieder ruhig, friedlich seelenwärts,
All der tiefe leidgeword'ne Schmerz
Ward in eine Form aus Erz geschlossen.

Und dann sangst du — draußen rauschten
Regenstürme durch die Winternacht —
Philomele war in Liederglut erwacht.

Heiß und lebenstief voll Leidenschaft
Rang sich los in deiner Seele alle Kraft —
Und die eingeschloss'nen Flammen lauschten.

Nun sind wir Fremde, die vorüberschreiten
Wie Menschen, die sich nie gekannt,
Und doch liegt zwischen dir und mir ein Land,
So grenzenlos voll Gott und Ewigkeiten.

Dein unstet Auge schweift zu kalten Steinen
Und falben Blättern hin, da es mich sieht;
Und wie Erlebtes jetzt aus meinem Leben flieht,
So wühlt mein zuckend Herz in Grabgebeinen.

Denn dort ist Ruh' –
Und ist es Gottes Wille,
Daß ich und du –

Dort schlafen Leib an Leib,
Weiht uns der Erde Stille –
Zu Mann und Weib.

O daß der Töne Macht doch schliefe,
Um Menschenherzen nicht zu wecken!
Verborgen hielt ich das porphyr'ne Becken,
Auf daß kein Tropfen in die Rundung liefe.

Und doch, im Orgelbraus der Kathedrale
Ergoß sich in die schmerzgefüllte Schale
Der Töne Gold in überreicher Fülle,
Ein schwacher Deich, zersprang die Eisenhülle.

Nun steh ich wieder trunken in der Welt —
In dunkler Glut vor mir ein Rosenfeld
Und jeder Knospe Stiel besetzt mit Dornen.

Zu spät — kein Schutz mehr ist die Gotteshalle —
Geliebte, rufe, daß ich zu dir walle,
Sieh', über mir steh'n meines Lebens Nornen.

Und plötzlich standen wir im großen Garten –
Und sah'n, vom Licht geblendet, nur das Licht,
Nur Schönheit, die aus Schöpferquellen bricht –
Und nicht der Erde blutigdunkle Scharten;

Sahst du den Cherub schwertumgürtet gehen?
Ich sah ihn nicht – und nicht den nackten Leib –
Ich sah Millionen Sonnen gleich das Weib –
Und hörte fern die guten Engel flehen – – –

Dann riß es sich wie tausend Donner los –
Die Grenzen wuchsen auf zu Nachtgestalten
Und vor uns stand in seinen Urgewalten

Auf lichtem Seraphfittich feurig schwebend,
In Zorn und Güte seine Hand erhebend,
Gott selbst – lebendig – groß . . . . . .

INHALTSVERZEICHNIS

WERKE UND GESTALTEN

MENSCH

